

Holly-Jane Rahlens

13,33% echt – Fakt, Fiktion und das Autobiografische in meinen Werken

Poetikvorlesung vom 21. November 2023 in Halle.

Als ich die Einladung angenommen habe, heute, also am 21. November 2023, nach Halle zu kommen und hier an der Universität eine Poetikvorlesung zu halten, gingen mir sofort zwei Gedanken durch den Kopf.

Der erste Gedanke war: Why me? Warum möchte man, dass ich, eine US-Amerikanerin, eine Poetikvorlesung in deutscher Sprache über mein Schreiben halte? Also warum ausgerechnet ich, deren Bücher zwar auf Deutsch erscheinen, die aber auf Englisch schreibt? Warum sollte ausgerechnet ich über mein Werk philosophieren und theoretisieren, etwas, das die Deutschen eigentlich viel besser können? Immerhin sind sie das Volk der Dichter und Denker. Und wir Amerikaner, wir sind das Volk der Cowboys und Barbie Dolls. Wenn es also auf Dichten und Denken ankommt, sind wir vergleichsweise Leichtgewichte. Kurzum, als Erstes ging mir durch den Kopf, dass diese Einladung ein bisschen crazy ist.

Trotzdem komme ich gern dieser Aufgabe nach – und zwar wegen des zweiten Gedankens, der mir durch den Kopf ging, als ich für *heute* eingeladen wurde. Das Schlüsselwort hier ist *heute*. Der 21. November 2023. Als ich dieses Datum hörte, wusste ich sofort: ja, das mache ich, denn ich hatte gleich einen Aufhänger für diesen Vortrag, eben diesen Tag, bzw. den morgigen Tag, den 22. November, der ein wichtiger Tag in meinem Leben war und bleibt – und das seitdem ich 13 Jahre alt und in der 8. Klasse war.

Ich kann mich noch ziemlich genau an jenen Tag erinnern. Vor allem an jenen Nachmittag, so gegen 15 Uhr. Ich weiß, wo ich war. In der Schule. In der Junior High School. In der Cardozo Junior High School in Far Rockaway, Queens, New York. Ich war im Französischunterricht. Ich weiß, wo ich saß. Zweite Reihe, zweiter Sitz von links, bzw. fünfter von rechts. Zu meiner Rechten saß Lisa Resnick mit ihrer ganz akkurat-geschnittenen blonden Pagenfrisur, zu meiner Linken saß Grace Lichtenberg, mit ihrem dunkelbraunen unbändigen Lockenkopf. Und links von ihr war das Fenster. Ein Riesfenster, das von vorn

bis nach hinten reichte. Draußen konnte man sehen, dass es ein grauer, kalter, regnerischer Tag war. Da standen die knallgelben Schulbusse, die uns nach Hause bringen würden. Ich weiß auch ganz genau, was ich anhatte. Ich trug weiße Sneakers, weiße Socken, einen roten Wollrock und ein weißes Sweatshirt mit einem großen roten "C" (für Cardozo) draufgenäht. Ich war nämlich Cheerleader. Und das war unsere Uniform. Ich war neu im Cheerleader-Team und ich freute mich auf das erste Basketballspiel der Saison. Es sollte in etwa einer halben Stunde beginnen und ich war ganz aufgeregt. Und nicht nur wegen des ersten Spiels. Unter uns: Ich war in den Kapitän der Basketballmannschaft verschossen, in Jay Lieberman. Und ich konnte es nicht erwarten, ihn zu sehen. Es war ein Tag, von dem ich lang geträumt hatte – ich würde Jay und dem Rest der Welt zeigen, wie großartig ich cheerleaden konnte. Denn ich hatte einen kleinen Gehfehler, ich lief ein bisschen nach innen, auf Englisch sagt man *to walk pigeon-toed*, wie eine Taube gehen, also über den großen Onkel gehen. Das ist harmlos. Man trägt ein Weilchen orthopädische Schuhe und irgendwann, so hoffte man damals jedenfalls, würde das Problem wie von allein verschwinden. Nun hatte ich es trotz Gehfehlers geschafft, als Cheerleader aufgenommen zu werden. Ich würde allen zeigen, was für eine tolle Cheerleaderin ich bin.

Doch plötzlich ging die Lautsprecheranlage an. Der Schulleiter verkündete mit belegter Stimme, dass das Basketballspiel ausfallen würde, denn "der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Mr. John F. Kennedy, ist in Dallas Texas, erschossen worden".

Das war eine verheerende Nachricht, das war grauenhaft, ich war vollkommen am Boden zerstört. Wie konnte das passieren?! Das Basketballspiel findet heute nicht statt? Oh, Mann! Warum musste der Präsident ausgerechnet heute erschossen werden? Warum nicht morgen?

Ich erzähle Ihnen dies, nicht nur weil es eine gute Geschichte ist, sondern auch, weil es mir wirklich passiert ist. Vor haargenau 60 Jahren, am 22. November 1963, wurde John F. Kennedy ermordet. Und ich war dabei.

Aber nur, weil ich diesen Tag selbst erlebt habe, ist das noch kein Grund, das hier zu erzählen. Ich verrate es, weil das der Stoff ist, aus dem ich meine allererste Geschichte verfasst habe, und zwar die Erzählung *One Fine Day, or How I Learned to Walk Straight*. Ursprünglich habe ich die Geschichte als Radioerzählung für den SFB, den Sender Freies Berlin, geschrieben, heute rbb, Radio Berlin-Brandenburg.

Hier eine Zusammenfassung aus dem damaligen Presstext:

An einem strahlend-schönen Herbsttag Anfang der 60er Jahre beginnt die Geschichte. Im Transistorradio ertönt der Hit "One Fine Day", ein Liebeslied voll Pathos und Sehnsucht. Die 13-jährige Erzählerin hört den Song und träumt von Mark, dem fast unerreichbaren Kapitän des Junior High School-Basketballteams. Aber mehr als alles andere träumt sie davon, ihren lästigen Gehfehler zu überwinden. Trotz ihrer unsäglich peinlichen orthopädischen Schuhe will sie in die Cheerleader-Mannschaft der Schule aufgenommen werden und sich so ein Date mit Mark sichern. Ein beinhartes Training beginnt. Alles scheint zu klappen. Der Tag des ersten Auftritts rückt näher ...

Von Anfang an war die Erzählung für die Sendereihe *Passagen* gedacht, in der Autoren von einschneidenden Erlebnissen aus dem eigenen Leben erzählt haben. Die *Passagen*-Sendungen waren autobiografische Erzählungen. Zumindest war die Reihe so konzipiert.

Ich habe die 55 Minuten selbst eingesprochen und die Funkerzählung wurde im November 1988 ausgestrahlt, rechtzeitig zum 25. Todestag von John F. Kennedy. Ich hatte die Erzählung auf Englisch verfasst. Davor hatte ich als Funkjournalistin und -autorin 15 Jahre lang nur auf Deutsch geschrieben und die Beiträge in Deutsch eingesprochen. Mit dieser Geschichte habe ich es zum ersten Mal gewagt, "Literatur" zu schreiben. Und zwar in meiner Muttersprache. Die Erzählung wurde dann von einer Übersetzerin ins Deutsche übertragen. In deutscher Übersetzung hieß die Geschichte: *One Fine Day, oder Warum passiert ein Unglück immer am falschen Tag?*

Die Erzählung beginnt an einem Sonntag, Anfang November 1963, etwas mehr als zwei Wochen vor Kennedys Tod. Der Anfang hört sich so an:

"Eines schönen Tages in den frühen 60er Jahren, ganz weit weg in New York City, gehen meine beste Freundin Judy O'Reilly und ich unsere von rotgoldenen Bäumen gesäumte Straße hinunter. Es ist ein leuchtender, frischer Herbstnachmittag. Königsblauer Himmel, weiße Schäfchenwolken, hell gleißendes Sonnenlicht."

In diesem ersten Absatz der Erzählung ist fast alles gelogen. Ich hatte zum Beispiel nie eine Freundin namens Judy O'Reilly, unsere Straße war ziemlich hässlich und hatte keine Bäume. Sonntag, der 3. November 1963, war laut einer Internetrecherche ein grauer, regnerischer Tag.

Die Sonne schien also nicht. Das Einzige, das stimmt: die Geschichte spielt Anfang der 60er Jahre in New York.

Auch an der Szene, die ich vorhin erzählte, wie ich im Französischunterricht saß, stimmte kaum etwas – wobei ein Lautsprecher ganz sicher im Zimmer war. Doch Lisa Resnick saß nicht rechts von mir. Sie saß überhaupt nicht im Zimmer, denn sie hatte Spanisch als erste Fremdsprache, nicht Französisch. Und da wir gerade dabei sind: Ich saß nicht mal im Französischunterricht, als es passiert ist, sondern in Sozialkunde, usw.

Niemand ist jedenfalls darauf gekommen, dass meine Erzählung mindestens zu zwei Dritteln erfunden war. Ganz im Gegenteil. Die Erzählung ist gut angekommen. Sie wurde dann ein paar Mal im Programm wiederholt und von anderen Sendern übernommen und erlebte danach sogar einige Jahre lang diverse Metamorphosen. Zum Beispiel:

Ich habe eine One-Woman-Show daraus gemacht. Ich hatte 1986, zwei Jahre davor, ein Ein-Frau-Stück über die Autorin Dorothy Parker aufgeführt. Ich wollte wieder mal auf die Bühne und irgendwann dachte ich, “One Fine Day ist vielleicht ein guter Stoff für eine One-Woman-Show.” So habe ich daraus eine Bühnenerzählung gemacht, mit eingespielter Musik aus den 60er Jahren und sogar mit Tanzeinlagen. Also mit Cheers. (*HJR improvisiert hier einen Cheer. Das Publikum macht mit: Give me an H! H! Give me an A! A! Give me an L! L! Give me an L! L! Give me an E! E! What’s that spell? Halle! What’s that spell? Halle! Yay Halle!*)

Diese Show habe ich mal auf Englisch gespielt, mal in deutscher Sprache. In Deutsch hieß sie *One Fine Day, oder warum eine Prinzessin keine orthopädischen Schuhe trägt*. Eine Fernsehredakteurin hatte die Show gesehen und dachte, “Hey, das ist ein guter Stoff für die Fernsehsendung *45-Fieber*.” Das war damals eine Jugendsendung in der ARD. Ich habe also daraus ein kleines Fernsehspiel gemacht. Die Redakteurin hatte ihm einen neuen, radikalen Titel gegeben: *Eines schönen Tages*. Ein alter Freund von mir, der beim Klett Schulbuchverlag Lektor war, und zwar in der Englischabteilung, hat das Fernsehspiel gesehen und dachte, “Hey, das ist ein guter Stoff für eine Klassenlektüre für den Englischunterricht.” So habe ich einen Teen Reader mit vereinfachtem Englisch daraus gemacht. Später war *One Fine Day* ein Kapitel in meinem Roman *Becky Bernstein Goes Berlin*, der 1996 bei Piper in der Belletristik veröffentlicht wurde. Und 10 Jahre danach, 2007, habe ich einen ganzen Jugendroman aus der Geschichte gemacht, habe die konfliktreiche Vater-Tochter-Beziehung ausgebaut und endgültig erklärt, warum eine Prinzessin keine orthopädischen Schuhe trägt. Das war 2008 und das Buch heißt *Mein kleines großes Leben*.

Mit jeder Metamorphose kamen über die Jahre immer wieder neue Ideen und neue Figuren dazu. Auch die Erzählerin änderte sich. Ursprünglich war ich, Holly, die Erzählerin; später hieß die Erzählerin Becky Bernstein; noch später hieß sie Susie Scheinwald. Die Ich-Erzählerinnen Holly und dann später Becky gehen zu Beginn der Geschichte mit Judy O'Reilly die Straße hinunter. Doch Susie Scheinwald geht mit Judy und Becky und auch noch mit Elaine Silverman die von rotgoldenen Bäumen gesäumte Straße hinunter.

Nur eine Sache blieb immer konstant: Kennedy stirbt.

Und: in allen Versionen des Stoffes macht sich die Erzählerin, sei sie Holly, Becky oder Susie immer Gedanken über Fakten und Fiktion. Im Roman *Mein kleines großes Leben* hat Susie, als Erwachsene, es so ausgedrückt:

Früher war ich Journalistin. Aber irgendwann hat mich die Wahrheit nicht mehr so sehr interessiert. Die Wahrheit ist eine ganz brauchbare Sache für Zeitungen und bei Gerichtsverhandlungen oder wenn du den Verdacht hast, dass dein Freund dich gerade betrügt. Doch für mein Leben als Autorin spielt sie eine immer kleinere Rolle. Ich klebe einfach nicht mehr so dran. Vielmehr fasziniert mich das, was hätte passieren können oder hätte passieren sollen. Wie habe ich etwas empfunden? Das ist für mich das Interessanteste, nicht so sehr, was wirklich passiert ist.

Kein Wunder, dass ich mir damit auch eine Menge Ärger einhandele. "So was nennst du Memoiren?", empört sich beispielsweise meine Schwester Wendy. Das ist nicht etwa eine Frage. Es ist eine Kriegserklärung. Jeder Satz danach endet mit einem Ausrufezeichen, fühlt sich an wie ein Basketball auf dem Kopf, ein Tritt vors Schienbein, ein Pfeil in meinem Herzen. "Das stimmt doch gar nicht!", protestiert sie. "Ich war nie schlecht in Mathe! Dad hat nie Lexika verkauft! Und du hast nie orthopädische Schuhe getragen!"

Dann runzle ich nachdenklich die Stirn und sage: "Komisch, so habe ich es aber in Erinnerung."

Heute, 35 Jahre nachdem ich diese Geschichte zum ersten Mal geschrieben habe, frage ich mich, warum es mir immer so wichtig war, den Lesenden, den Zuhörenden, den Zuschauenden klarzumachen, dass ich Fakten und Fiktion vermische? Das machen doch alle Autoren! Jeder Roman ist von der Welt und des Lebens des Autors geprägt. Es fließen eigene Erlebnisse mit ein, eigene Erfahrungen und Überzeugungen. Doch ich denke, dass ich mich

damals als Journalistin verpflichtet gefühlt habe, ehrlich zu sein, ich sollte wenigstens zugeben, dass nicht alles, sich so genau abgespielt hatte wie ich es dargestellt habe, vor allem weil die ursprüngliche Plattform – diese Sendereihe *Passagen* – authentische Geschichten aus dem wahren Leben präsentierte. Und dies war offensichtlich nicht reine Autobiografie. Ich hatte aus der Erinnerung von etwas, das mir tatsächlich passierte, eine Fiktion gemacht. Warum eigentlich? Warum habe ich eine alternative Realität erfunden?

Dazu fällt mir das berühmte Zitat von Max Frisch ein, “Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.”

Mit diesem Zitat kann ich etwas anfangen: Ich schmücke mein Leben aus, also erfinde ich eine alternative Realität, damit ich mit der Enge meiner Wirklichkeit besser umgehen kann, indem ich sie einfach größer mache, spannender, lustiger. Denn der 22. November 1963 war eigentlich ein superblöder Tag. Das Basketballspiel ist ausgefallen. Es war kalt und regnerisch. Meine Eltern waren schlecht drauf. Wegen der Tagesereignisse fiel meine Lieblingsfernsehsendung aus. Und ja, klar: zwischendurch wurde auch der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika ermordet.

In other words: Ich erzähle von der Vergangenheit, hole sie in die Gegenwart, baue sie um, schmücke sie aus und gebe ihr einen neuen Sinn, ein neues Holly-Leben. Doch habe ich das nur für mich gemacht? Eigentlich nicht. Meine Cheerleader-Geschichte spielt sich nicht nur in meinem Kopf ab. Denn ich habe es auch Ihnen erzählt, und zwar mit meiner kleinen Geschichte im Französischunterricht, und früher mit meiner Erzählung *One Fine Day*, mit den zwei Romanen, die daraus entstanden sind, mit dem Fernsehspiel, mit der Schullektüre. Ich habe einem Publikum – Lesenden, Zuschauenden, Zuhörenden, Studierenden – von meinen verflixten krummen Füßen erzählt, von den orthopädischen Schuhen, die ich damals getragen – oder vielleicht auch gar nicht getragen – habe, von dem Kapitän der Basketballmannschaft, von Kennedy und seinem Tod in Dallas vor haargenau 60 Jahren. Und indem ich das gemacht habe, indem ich aus meinem echten Leben eine Erinnerung genommen habe, sie neu erfunden, Literatur daraus gemacht und Ihnen weitergegeben habe, haben Sie auch etwas erleben können. Sie haben zum Beispiel vorhin gelacht, als Sie kapiert haben, dass der Grund für meine große Verzweiflung vor 60 Jahren am 22. November 1963 nicht die Ermordung des Präsidenten war, sondern der Ausfall des Basketballspiels. Also irgendwas in Ihnen hat das egozentrische Herz eines 13-jährigen Mädchens erkannt und verstanden. Und warum? Weil Sie Ähnliches irgendwann selbst erlebt haben. Sie haben hier, heute, gelacht, weil ich Ihnen mit meiner Geschichte ein Stück Ihrer eigenen Autobiografie, des eigenen Erlebten,

zurückgegeben habe. Sie alle waren auch mal 13-jährige Egozentriker. Und das, denke ich, ist das wirklich Autobiografische an der Literatur. Nicht so sehr die Frage, wie viel der eigenen Autobiografie der Autorin oder des Autors in einer Geschichte steckt, ist wichtig, sondern wie viel Autobiografisches eine Geschichte in den Lesenden hervorrufen, etwas, das sie vielleicht vergessen haben und das auf einmal wieder da ist. Und das gehört zur Magie des Erzählens.

Nachdem ich mit der Erzählung *One Fine Day* und all ihren Metamorphosen zugegeben habe, dass ich nicht nur aus meinem Leben klaue, sondern es mit der Wahrheit nicht so genau nehme, nachdem ich dieses Geständnis endlich hinter mir hatte, erlaubte ich mir, ohne mit der Wimper zu zucken, Details, Situationen und Ereignisse aus meinem eigenen Leben in meinen Büchern auszubeuten, neu zu erfinden, und sie so darzustellen, wie ich es eben brauchte. Punkt aus und damit basta! Nehmen wir als Beispiel meinen Roman *Prinz William, Maximilian Minsky und ich*, veröffentlicht 2002. Er spielt im Spätsommer 1997, beginnt am Tag nach dem Unfalltod von Prinzessin Diana. Meine Protagonistin ist Nelly Sue Edelmeister, ein einsames Mädchen ohne Freunde. Eine kurze Zusammenfassung:

Berlin, 1997: Nelly Sue Edelmeister, 13 Jahre alt, ist zukünftige Weltraumforscherin, brillante Schülerin und – verliebt. Und zwar in Prinz William! Lucy, Nellys amerikanische Mutter, findet das gar nicht komisch. Statt königlicher Websites soll ihre Tochter lieber die Thora studieren, denn Nellys Bat Mizwa, die feierliche Aufnahme in die jüdische Gemeinde, steht bevor. Doch als die Schulmannschaft zu einem Basketballturnier nach England eingeladen wird, hat Nelly, die vorher um jeden Sportplatz einen weiten Bogen gemacht hat, nur noch ein Ziel: Sie will mit. Vielleicht lässt sich ja ein Deal mit diesem Basketball-Crack, dem unsäglichen Maximilian Minsky arrangieren...

Die Grundidee für diese Geschichte ist die Erinnerung an eine Situation, die mir tatsächlich passierte, als ich 12 Jahre alt war. Anlässlich der Verfilmung des Romans habe ich einige Jahre später folgendes zur Grundidee geschrieben:

Eines Tages – ich war zwölf und interessierte mich noch nicht richtig für Jungen – stieß ich zufällig in der Schulbibliothek auf ein Buch mit dem Titel »The House of Windsor«. Ich hatte keine Ahnung, was das »House of Windsor« war. Ich kannte das »House of Horrors« im Vergnügungspark Coney Island, das »House of Representatives« in Washington, D.C., und

das »House of Pancakes«, ein Frühstücksrestaurant ein paar Straßen weiter. Aber das »House of Windsor«? Ich schlug das Buch auf und entdeckte Charles Philip Arthur George Mountbatten Windsor, besser bekannt als Prinz Charles, ein flotter junger Royal in einem eleganten dreiteiligen Fischgrät-Anzug. Okay, er war kein Traumtyp. Er hatte Elefanten-Ohren, ein seltsam schiefes, irgendwie albernes Gesicht, und seine Nase reichte von New York bis nach Missouri. Aber er war ein echter Prinz. Und er sprach sogar Englisch!

Ich kann mich gut daran erinnern, wie ich in der Schulbibliothek saß und mich fragte, wie es wohl wäre, einen echten Prinzen zu heiraten und ob Charles auf den Thron würde verzichten müssen, weil er mich, eine Amerikanerin, heiratete. Und wenn er es tat, würde er in die USA kommen und mit mir in Queens leben, oder würden wir in ein Haus auf Long Island ziehen. Oder konnte ich sogar auf ein Leben im Buckingham Palace hoffen? Im Geiste richtete ich bereits unser Haus ein. Es gab 14-karätige Gold-Armaturen im Bad, einen seidenen Baldachin über unserem Bett, einen Pool im Innenhof und einen Tennisplatz hinten im weitläufigen Garten.

Doch die Dinge kamen anders.

Einen Tag später war Prince Charles vergessen.

Fast Forward zu Sommer 1997. Als Prinzessin Diana bei dem Autounfall in Paris ums Leben kam und die Presse sich auf Prinz William stürzte (er war damals 15 und wirklich süß) –, als ich mitbekam, dass die Presse in William einen neuen Star gefunden hatte –, als ich selber erlebte, wie erwachsene Frauen bei seinem Anblick dahinschmolzen, wie Teenager in England, Amerika und selbst in Deutschland verrückt nach diesem gut aussehenden, nun mutterlosen, trauernden jungen Prinzen waren –, fiel mir meine eigene Prinz-Charles-Geschichte wieder ein. Und ich dachte: Wie wäre es, wenn ich diese Geschichte heute spielen ließe?

Also. Aus einer einzigen Erinnerung wurde dann die Idee für ein ganzes Buch geboren. Man braucht aber viele Ideen, um ein Buch zu füllen. Und nicht alle kann man so genau auf Autobiografisches zurückführen. Aber einige schon. Zum Beispiel die Spielstätte des *Prinz William*-Buches. Ich zitiere aus meinen Notizen zum Film:

Die Hauptkulisse für meine Erzählung wurde Berlin – die Stadt, die ich neben meiner Heimatstadt New York am besten kenne – und ich beschloss, sie in einem deutsch-amerikanischen Umfeld anzusiedeln, weil ich auch das ganz gut kenne. Die Mutter meiner

jungen Heldin, Lucy Bloom-Edelmeister, wurde, wie ich, amerikanische Jüdin. Aber sonst haben Lucy und ich eine andere Biografie und auch eine andere Einstellung zum Judentum. Soweit zur Spielstätte und der Mutterfigur.

Wo kommt Nellys Besessenheit für den Starprinzen her? Hat das auch autobiografische Züge? Es freut mich zu berichten, dass ich von Prinz Charles nicht besessen war — aber doch von einem Popstar, als ich fast 14 Jahre alt war. Ich habe ihm damals sogar einen Liebesbrief geschrieben – wie Nelly im Kinofilm *Max Minsky und ich*. Einen ganz langen Liebesbrief. Und ich habe ihn sogar abgeschickt. Ihr könnt mal raten, wer das war. ... *(Eine Studentin tippt auf Michael Jackson, was falsch ist. Die nächste errät Paul McCartney.)*

Ja, ich kann mich noch sehr gut noch erinnern wie es war Fan von Paul McCartney zu sein und diese Erinnerung habe ich dann ins Buch gesteckt.

Und was ist mit Nelly und der Astronomie? Ich persönlich wollte niemals Astronomin werden. Als ich mir aber damals Gedanken über das Buch machte, hatte ich einen starken Traum. Als ich wach wurde, habe ich ihn aufgeschrieben. Dieser Traum spielt eine wichtige Rolle im Buch. Ich lese die Passage aus dem Roman. Nelly hat sich gerade mit ihrer Mutter gestritten und in ihr Zimmer eingeschlossen. Sie sitzt am Fenster und schaut in die Nacht und versucht sich an einen Traum zu erinnern, den sie in der Nacht davor hatte.

Viel war nicht passiert in diesem Traum, ich war nur friedlich zwischen den Sternen dahingeschwebt, vorbei an Lichtdiamanten und mehr Lichtdiamanten, nur um immer noch mehr davon zu entdecken, eine Kammer nach der anderen, ein Königreich nach dem anderen, einen Himmel nach dem anderen, voll schwarzer Himmelszelte und Sterne und Diamanten und Schönheit. Aber es war mehr als nur schön. Mehr als nur friedlich. Was genau war es? Was hielt mich da oben in der Schweben? Was hatte mich so unsagbar leicht gemacht? Was für ein Gefühl?

Ich starrte und starrte die Sterne an.

Und dann wusste ich es. Ich erinnerte mich.

Staunen. Es war Staunen. Das Staunen über das Wunder des Universums hatte mich emporgehoben, mich mit solcher Schwerelosigkeit erfüllt, mit solch ungetrübter Freude, dass ich für alle Zeit hätte weiterschweben mögen.

Ah — diesen Traum noch einmal zu erleben. Und noch einmal.

Am Traum stimmt alles. Ich habe ihn mehr oder weniger “wortwörtlich”, also “bildbildlich” ins Buch übernommen.

Doch spannend finde ich auch, wie viel Autobiografisches ein Autor oder eine Autorin in ein Buch steckt, ohne sich dessen bewusst zu sein – vielleicht durch die unbewusste, wiederholte Auswahl von bestimmten Hauptthemen oder bestimmten Figurenkonstellationen oder –konflikten. D.h.: Sind die Probleme, mit denen meine Figuren kämpfen, auch die gleichen Probleme, mit denen ich ringe?

Das ist natürlich ein weites Feld. Kritiker, Literaturwissenschaftler, Tiefenpsychologen und ganz normale Lesende sind ständig dabei, literarische Werke zu analysieren, zu interpretieren und zu vergleichen. Sie befassen sich ständig mit der Fragestellung: Was verrät ein Roman über den Verfasser? So frage ich mich auch: hat sich Autobiografisches in mein Werk eingeschlichen, ohne dass ich es merkte? Ja! In der Retrospektive, jetzt, knapp 30 Jahre nach der Veröffentlichung meines ersten Romans *Becky Bernstein Goes Berlin*, habe ich mit Staunen festgestellt, dass ich mich in fast allen Büchern mit dem Thema “Fremd im fremden Land” beschäftige.

Anfang der 70er Jahre verließ ich als junge Frau New York für Berlin – wegen der Liebe. Ich fühlte mich damals, neu in Berlin, total als Outsider. Angekommen in Berlin musste ich nicht nur die deutsche Sprache lernen, sondern auch die Deutschen und ihre Kultur, ihren Way of Life kennenlernen, was zum Teil irre frustrierend und anstrengend war und zu vielen Missverständnissen führte. Im Buch *Becky Bernstein Goes Berlin* wird all das verhandelt. Als ich damals Lesungen mit dem Buch machte, fragte mich unweigerlich irgendjemand im Publikum, ob das Buch autobiografisch sei. Da habe ich immer etwas kokett geantwortet: ja, es ist zwischen 13,33% und 33,66% autobiografisch.

Ich dachte, ich hätte das Thema “Fremde im fremden Land” damit, also mit *Becky Bernstein*, längst hinter mich gebracht. Doch im Nachhinein muss ich feststellen, dass meine Protagonisten in späteren Büchern doch alle irgendwie Outsider, Fremde in fremden Ländern, sind. In *Prinz William, Maximilian Minsky und ich* fühlt sich Nelly Sue Edelmeister wie eine all-around “fish out of water”, also fehl am Platz: als Jüdin, als Einserschülerin, als absolute Niete auf dem Sportplatz. In meinem Buch *Mauerblümchen*, eine hübsche Ost-West Liebesgeschichte, die an einen einzigen Nachmittag genau zwei Wochen nach dem Mauerfall spielt, fühlt sich Molly, eine etwas schwermütige 16-jährige New Yorkerin, die wegen der Arbeit des Vaters seit einigen Monaten in Berlin wohnt, total fehl am Platz. Sie will nur nach Hause, zurück nach New York, bis sie Mick, einen happy-go-lucky, superlustigen,

lebensfrohen 19-jährigen Ostberliner in der S-Bahn von West nach Ost kennenlernt. Und er bringt Molly, ein *fish out of water*, metaphorischerweise das Schwimmen auf trockenem Land bei.

Auch in meinem Future-Fiction-Roman “Everlasting – Der Mann, der aus der Zeit fiel”, 2012 erschienen, geht es um einen Outsider, der eine neue Kultur lernen muss. Der junge Historiker Finn Nordstrom lebt im Jahr 2264. Er macht eine Zeitreise zurück in das 21. Jahrhundert und wie Becky Bernstein, Nelly Sue Edelmeister und Molly Lenzfeld vor ihm, muss dieser *fish out of water* das Schwimmen in seiner neuen Umgebung lernen. Und das funktioniert, wie bei Becky, Nelly und Molly, über die Liebe und die Freundschaft.

Ein letztes Beispiel für meine autobiografische *fish out of water*-Thematik ist in meinem aktuellen Buch *Future Fairy Tales* nachzulesen. Da habe ich einige Gebrüder-Grimm-Märchen in die Zukunft versetzt. Die Idee dahinter war: Wie werden diese Märchen, die sich immer wieder den Zeiten anpassen, in denen sie erzählt werden, in der Zukunft vielleicht aussehen? Das Märchen *Homo cyborgus amphibius*, das im 22. Jahrhundert spielt, erzählt im wahrsten Sinne des Wortes von einem *fish out of water*. Es ist eine Zukunftsvision des Märchens *Der Froschkönig*. Und wie es der Titel andeutet – *Homo cyborgus amphibius* – geht es um einen Cyborg, der teils Mann und teils Fisch ist, bzw. ein Amphibium. Lamar, ein 16-jähriger Junge, wird unwissend Teil eines Experiments, in dem er operativ verändert wurde, um die menschliche Unterwasserarbeit auf baltischen Fischfarmen effizienter zu machen. Er muss mit seinem neuen Körper zurechtkommen — mit übergroßen Füßen und Händen wie Flosse, Riesenaugen, die in dunklen Tiefen sehen können, und neben den Lungen kann er auch jetzt mit Kiemen atmen. Vor allem muss er an Land mit “normalen” Menschen zurechtkommen. Das ist nicht ganz anders als die junge New Yorkerin Becky Bernstein, die im Jahr 1972 in Berlin mit den linken Studenten in ihrer neuen WG fertig werden muss.

Also. Résumé: Wenn ich heute aus meinen Büchern vorm Publikum lese und jemand fragt, *Ist das Buch autobiografisch?* da kann ich nicht anders sagen als: Ja. Zu 13,33% bis 100% echt.